

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 271.

Samstag 18. November.

1916.

Und das Glück kam.

Von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

Der Dampfer „Werra“ des Norddeutschen Lloyd war soeben in Bremerhaven angekommen. An Bord entwickelte sich das hastige Leben und Treiben, welches sich schon vom frühen Morgen an vorbereitet hatte, seit die zahlreichen Passagiere wußten, daß heute bestimmt noch die Ankunft erfolgen würde. Alles drängte und schob nach dem Ausgang, und die Schiffsangestellten mußten immer wieder zur Ruhe mahnen.

Ein junger Mann von etwa dreißig Jahren stand gelassen in all der Aufregung, die um ihn herrschte. Er erwartete nicht, daß er abgeholt würde, obwohl er seit zehn Jahren zum erstenmal wieder den Boden des Vaterlandes betrat. Zwar hatte er von Southampton aus seiner Mutter telegraphiert, daß er voraussichtlich heute in Bremen eintreffen werde und hoffe, Nachrichten im „Hotel Europa“ vorzufinden, mehr aber auch nicht. Denn eine Reise nach Bremen wäre für die alte Dame, die nie aus Langenswambach herausgekommen war, ein ungeheures Opfer gewesen, selbst wenn sie nicht jetzt, in der besten Jahreszeit, geschäftlich unabkömmlich gewesen wäre. Während der ganzen Reise hatte sich Philipp Herber mit diesem Gedanken abgefunden und mußte nun zu seinem eigenen Erstaunen erleben, daß ihm doch ganz eigen zumute wurde, während seine ernsten, dunklen Augen all das Grüßen und Winken, Umarmen und Küssen beobachteten, das da um ihn herum vor sich ging. Freilich, anzumerken war dem jungen Manne mit den scharfen, sozusagen amerikanischen Gesichtszügen nicht das geringste von irgend welcher Gemütsbewegung. Mehr als einmal blickte ein spöttischer Funke in seinen Augen auf; oder er winkte lächelnd Reisegenossen, mit denen er während der Überfahrt bekannt geworden war, einen letzten Gruß zu. Verabschiedet hatte man sich schon vorher, um nicht in dem Drängen und Schieben beim Verlassen des Schiffes kostbare Minuten zu verlieren. Philipp Herber hatte es nicht eilig; mochten andere, die erwartet wurden, nur ruhig zuerst abgefertigt werden; sein Hotel erreichte er auf jeden Fall noch, und vor morgen früh wollte er nicht weiter.

Gewiß, er freute sich auf zu Hause, auf die Mutter, die Geschwister. Aber was er nie für möglich gehalten hätte, dies hohe Glücksgefühl, das wie mit einer warmen Welle sein ganzes Sein durchströmte beim Anblick des Landes, das er vor Jahren ruhig, fast gleichgültig verlassen hatte, erfüllte ihn mit stauender Anbacht, die er bewußt genoß. Das gab es also noch für ihn, den Weltgerickten, der sich längst über solche Sentimentalität erhaben geglaubt hatte? Daß der bloße Anblick deutscher Erde ihm die Augen feuchtete? Ihm, der sich gerühmt hatte, kein Heimweh kennen gelernt zu haben in all den langen Jahren des Fernseins! Philipp sah auf sein inneres Selbst, wie wenn es ein völlig fremder Mensch wäre, dessen Art er zu ergründen trachtete. Eeringfällige Einzelheiten kamen ihm in die Erinnerung, während er am Heck des großen Schiffes lehnte und mit scheinbarer Aufmerksamkeit auf die Menschen und Gepäck an Bord gebracht wurden.

Eine strahlende Julisonne stand am Himmel und ließ die Ankommenden ahnen, daß sie eben kommen würden, um in Deutschland die Fortsetzung der großen Sibirische mitzuerleben, deren Anfang sie in Amerika schon kennen gelernt hatten. Aber vorläufig schienen daran niemand zu denken, man sah nur glückliche Gesichter, die sich lächelnd umsahen, ob noch alles ausfalle wie bei der Abfahrt, oder auch kritische Amerikaner, die mit Überlegenheit die ersten Eindrücke, die das Land, von dem man drüben soviel sprach und hörte, auf sich wirken ließen. Einen Augenblick schenkte Philipp Herber einer solchen Gruppe Aufmerksamkeit; ein Lächeln glitt über sein Gesicht, denn er meinte, deutlich zu erkennen, wie der Vergleich zugunsten Amerikas ausfiel. Aber dann kehrten seine Gedanken wieder zu ihm selbst zurück.

Seine Eltern besaßen in Langenswambach eine Villa, in der sie den Sommer hindurch eine Fremdenpension betrieben, die meist gut besetzt war. Das war allerdings auch nötig, wenn die Familie den übrigen Teil des Jahres von dem Überschuß der kurzen Sommermonate leben wollte. So lange Philipp denken konnte, war es stets von großer Bedeutung gewesen, ob die „Kur“ gut oder weniger gut gewesen war. Namentlich bei allen Wünschen der Kinder war dies ausschlaggebend gewesen. Er selbst war insofern am meisten davon betroffen, als er frühzeitig Schwalbach verlassen und das Realgymnasium in Wiesbaden beziehen mußte. Da hatte er es oft genug gehört, welch ein Opfer dies für seine Familie bedeutete. Zwar war die Pension bei den beiden Fräulein Schepp in Wiesbaden nicht teuer und auch dementsprechend äußerst bescheiden, immerhin mochte es für seine Eltern schwer sein, auch dies Wenige aufzubringen. Philipps leicht verletzter Sinn litt unter diesen steten Anspielungen — noch heute entann er sich gelegentlicher Äußerungen, bei denen sich Eltern und Geschwister gewiß nichts Böses gedacht hatten — er hatte sich daher früh bemüht, sich auf das Äußerste einzuschränken und durch Privatstunden etwas zu verdienen.

Sein Ordinarius hatte ihm solche gelegentlich bei den Söhnen eines Konsuls Heubach zugewiesen. Die Familie war erst kurz vorher von den hawaiischen Inseln, wo der Konsul große Ländereien besaß, nach Wiesbaden gezogen, um den Kindern eine deutsche Erziehung zu geben.

Deutlich stand das geräumige schöne Landhaus der Familie Heubach, wo er die glücklichsten Stunden seiner Jugend verlebt hatte, vor seinem geistigen Auge.

Die Reiben vor Philipp Herber hatten sich gelichtet, und er konnte nun das Schiff verlassen. Sein großes Gepäck hatte er gleich weiter nach Schwalbach schicken lassen, er hatte nur eine elegante Handtasche zu tragen. Während er noch in Bremerhaven stehend am Bug entlang schritt, legte sich eine Hand auf seine Schulter:

„Hallo, alter Junge, du bist's doch, Philipp Herber?“

„Dear me — bist du das, Randolph Heubach?“

„Ja wohl, siehst du, ich habe mich nur ein bißchen verspätet, ich wollte draußen am Hafen sein, wenn die „Berra“ käme, aber es ging nicht —“

„Ja, Mensch, woher weißt du denn —“

„Das werde ich dir später erzählen. Ich bin seit einigen Monaten hier bei meinem Großvater, Senator Heubach, und da ich wußte, daß du in dieser Zeit ankommen wolltest, habe ich mich natürlich erkundigt. Wann willst du weiterfahren?“

„Morgen früh. Ich habe mir Wohnung bestellt im „Hotel Europa“.

„Gut, gut, mein Sohn. Du hast entschieden Geschmach. Also laß uns einsteigen — ich glaube, der Kerl gibt schon das Zeichen zur Abfahrt. Komm rasch, sonst bleiben wir noch hier sitzen.“

Eilig sprangen die jungen Leute in den Zug, der sich langsam in Bewegung setzte. Drinnen lachten sie einander an und schüttelten sich nun erst recht die Hände.

„Ich war so völlig darauf gefaßt, von keiner Menschenseele erwartet zu werden“, sagte Philipp Herber mit tiefer Bewegung in der Stimme, „daß die Freude doppelt groß ist. Und daß gerade du es bist, Randolph —“

„Ja, ich weiß, du hast immer eine rätselhafte Vorliebe für mich gehabt, und heute kann ich's ja mal zu geben — ich auch für dich —“

„O — ist das wahr?“ rief Philipp erfreut, „das hast du dir aber nie merken lassen!“

„Wozu auch? Würde ich mich sonst soviel mit dir abgegeben haben? Das könntest du nun nachgerade wissen, daß wir da drüben nicht für das Gefühlvolle sind!“

„Allerdings“, erwiderte Philipp trocken. „Aber schließlich, damals warst du ein Junge, nicht wahr?“

„Das liegt einem im Blute, Phil. Mein Vater ist zwar ein Deutscher, aber Mutter ist Vollblutamerikanerin. Mag sein, daß wir alle dadurch so kühl und nüchtern sind.“

„Alle?“ fragte Philipp nachdenklich. „Ich weiß nicht, ob ihr alle so vernünftig seid. Mir schien, deine Schwester Mir war nicht so?“

„Sie hat aber doch sehr vernünftig geheiratet — das weißt du wohl? Einen Mitkäufer von uns, und wenn ich nicht irre, war es ein intimer Freund von dir —“

„Viktor von Dille, ich weiß. Ich erhielt die Anzeige vor ein paar Jahren. Wo leben sie eigentlich?“ Philipp Herber bemühte sich angestrengt, ein gleichgültiges Gesicht zu machen und seiner Stimme Festigkeit zu verleihen. Denn gerade die Heirat des heimlich angebeteten Mädchens war der Grund gewesen, der ihn veranlaßt hatte, den Besuch in der Heimat wieder und immer wieder hinauszuschieben.

„In Schwalbach. Viktor ist Arzt geworden wie sein Vater, und es war nur natürlich, daß er die Praxis des alten Herrn übernahm.“

„Dann — dann wohnen sie wohl auch in dem Hause an der Schlangenbaderstraße?“ Philipp fragte es stöhnend, denn das Haus seiner Eltern, „Villa Friede“, lag dicht daneben. Daher stammte auch die Jugendfreundschaft mit Dille.

„Natürlich, gewiß, es war ja das Gegebene für sie. Du wirst dich also aus nächster Nähe überzeugen können, ob die beiden glücklich geworden sind.“ Randolph Heubach sah den Freund aufmerksam an; was hatte der nur? Er sah angestrengt zum Fenster hinaus und antwortete nicht. Aber seine Augen glänzten so eigenartig — sollte er etwa noch an die alte Geschichte mit Mir denken? Das wäre echt deutsch! Einen kleinen Klirt oder nicht einmal das, eine Schülerliebe zehn Jahre mit sich herumtragen, das könnte ihm, Randolph Heubach, fehlen! Er räthelte schon besser gar nicht nach, für wieviel schöne Mädchen er sich begeistert hatte in seinem Leben!

(Fortsetzung folgt.)

Polens Freiheitstraum in der deutschen Dichtung.

Schöne Worte und unverbindliche Wünsche haben die Franzosen stets für die Polen im Munde geführt, das Ringen der Polen um ihre Freiheit haben sie pathetisch und schwungvoll wiederholt in der Rede und im Liede gefeiert. Einen tieferen Nachhall aber hat die Polenbegeisterung in der deutschen Dichtung gefunden, und wir dürfen es heute mit Freude begrüßen, daß der dichterischen Anteilnahme am Schicksal des unglücklichen Volkes bei uns die Tat gefolgt ist, die die Erfüllung der kühnsten nationalen Hoffnungen der Polen bedeutet. Es begreift sich von selbst, daß die Kämpfe der Polen um ein so hohes Ideal, wie es die Selbständigkeit und Freiheit des Vaterlandes ist, in Deutschland, wo man so schwer zu ringen hatte, um das Joch fremder Tyrannie abzuschütteln und sich heiß nach einer Einigung aller Stämme sehnte, besonderes Mitgefühl erwecken mußten. Namentlich den Aufstand von 1831, der bei Grodnow und Ostrolenka sowie durch die Erstürmung Warschaus blutig unterdrückt wurde, nahm man bei uns mit lautem Jubel auf, hell auf flammte damals die Begeisterung für die unglücklichen Nachbarn. Eine ganze Polenliteratur entstand, von der manche Gedichte lange im Gedächtnis des Volkes lebendig blieben. Doch schon viele Jahre vorher, während der Teilungen des Königreichs, erhoben sich deutsche Dichterstimmen gegen das den Polen angetane Unrecht. Adam Mickiewicz war um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eine Weltberühmtheit. Mit ihm wurde bei uns ein wohlverdienter Heroenkultus getrieben, und neben Johann Sobieski, dem Retter Wiens bei der Belagerung der Türken, ist er der bekannteste und gefeiertste Pole gewesen und geblieben. Goethes Jugendfreund, der deutsche Dichter Friedrich Maximilian Klingens, General in russischen Diensten, soll beim Zaren Paul I. erreicht haben, daß der wahrhaft edle Pole aus der Gefangenschaft entlassen wurde. Vor der Gestalt des polnischen Nationalhelden beugte sich auch Heine. Enthusiastisch feierte Zacharias Werner Polen und Mickiewicz; drei große Gedichte widmete er dem aufgelösten Reiche. Prophetisch legte er, einen Blick in ferne Zukunft sendend, Mickiewicz die Worte in den Mund:

„Seht!“ — ruft der Geist — „wo vormals Knechtschaft war,
Sichert Freiheit wieder in Sobieskis Lande,
Seht eurer Enkel wunderbarer Schar,
Des Meisters Wort brach ihre Sklavenbände.“

Ein anderer Meister freilich, als er dachte, hat Polen wieder aufgerichtet. Der Dichter aber sah bereits im Geiste „bis an die Wolken hoch empor gestreckt“ an der Weichsel den Freiheitsturm herüberragen.

„Und was da lebet, singt im Jubelton:
Triumph! Die Nacht des Wahns ist geendet!
Triumph! es ist der große Bau vollendet!
Triumph! es ist das Heil, uns kommen schon!“

Neben Werner tritt vornehmlich Seume in jener Zeit als Polendichter hervor. Warm traten für die Sache der Unterdrückten dann Julius von Voß und später Holtei ein. Blaten betrauerte „Warschaus Fall“, stimmte ein „Nagelied der Verbannten“ an und ließ die sterbenden Polen den Deutschen zurufen: „Wir atmen unsern Aussenhaß in eure Seelen aus“. Anastasius Grün, dem die politischen Zustände Österreichs nicht erlaubten, offen für Polen zu sprechen, besang den König Józef, „den kein Feind verdacht, den kein Schwert erschlug“; und dem Ritter Lubomirski, Sobieskis Begleiter, rief er in seine Ruheshätte nach:

„Sichst um uns besorgt nicht sein.
Zieh zur Ferne zieh, nach deinem
Armen schönen Vaterland,
Und du lernst im Grab das Weinen,
Das du lebend nie gekannt.“

Als 1831 die Schwärmerci für die Polen alle Gemüter ergriff, kamen die aus der polnischen Geschichte entnommenen Romane Alexander v. Opeln-Donikowski für kurze Zeit stark in Mode. Julius Rosen aber, der Dichter des „Andreas Hofer“ und des „Trompeters an der Raibach“, traf die allgemeine Volksstimmung mit den tiefempfundenen Gedichten „Polonia“ und „Die letzten zehn vom 4. Regiment“. Er erzählt von einer Polin, die den Vater, den Bruder, den Mann und den Sohn für ihr Vaterland hingegeben hat.

„Nicht ward ihr noch das Auge naß,
Sie lag nicht ihre Not;
Sie aber starr mit altem Haß
Dem Russen Schmach und Tod.“



Rein Unheil ist so groß wie die Angst vor ihm.

Verühmtheit gewann seine Verherrlichung der Kämpfer des 4. Regiments, die getreu ihrem Schwur keinen Schutz in der Schlacht taten, sondern mit dem Bajonett angriffen, bis nur noch zehn Mann übrig blieben. Genau sang seine Polenklieder, und er kündet am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution:

Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach."

Dem „Polenflüchtling“ folgt er in den „quellenarmen Wüstenland arabischer Nomaden“, die sich des verschmachteten Helden liebevoll annehmen. Auf einen ähnlichen Ton stimmten neben Garco Harring, der Polen genau kannte, viele deutsche Dichter ihre Reize. Sie alle beklagten das unglückliche Polen und brachten den Wunsch nach einer Wiedergeburt des Landes, der Rettung vom Joch des Moskowitertums in oft ergreifender Weise zum Ausdruck.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die „Aachener Säulen“ in Paris. Unter den Kunstschätzen, die die französischen Krieger am Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland raubten und nach Frankreich verschleppten, befanden sich auch die berühmten „Aachener Säulen“. Die merkwürdige Geschichte dieser Säulen ist für den noch heute bestehenden charakteristischen Unterschied zwischen französischem und deutschem Wesen bezeichnender als manche weitläufige völkerpsychologische Studie und verdient darum gerade jetzt der Vergangenheit entzissen zu werden. Darum seien die folgenden wichtigsten Punkte der abenteuerlichen Fahrt dieser Kunstwerke, wie Ernst Kleinmann sie in der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden „Deutschen Revue“ schildert, wiedergegeben. Die Säulen, die den Ruhm des Aachener Münsters ausmachten, hatte Karl der Große aus Rom und Ravenna bringen lassen, und im Jahre 794 war die Aufstellung beendet. 96 Jahre lang blieben die Säulen in unberührtem Frieden, bis die Franzosen am 22. September 1794 zum zweitenmal in Aachen eindrangen. Sie machten sich sofort daran, die wertvollen Kunstschätze zu rauben, so zahlreiche Altargemälde, den Proserpina-Sarkophag und das kruzifixe Muttergottesbild über dem Hauptportal des Münsters, und schließlich wurde angeordnet, daß die Säulen Karls des Großen ausgedrohen und nach Paris gesandt werden sollten. Im Oktober 1794 wurde mit dieser Arbeit begonnen, aber der Transport erwies sich als zu umständlich, daß die Säulen im Januar 1800 noch in Aachen lagen. Aber die Aufstellung der Säulen in Paris berichtete 1815 nach dem Sturz Napoleons Henry Milton in seinen „Briefen über die schönen Künste“. Hierbei fällt der Engländer das folgende Urteil über den Kunstraub der Franzosen: „Vanden von wohlgekauften Häusern, die im eigenen Lande nicht die Beschäftigung fanden, für die sie geboren waren, wurden in fremde Länder geschickt, um unter einem weniger schändlichen Namen ihre Verbrechen fortzusetzen.“ Die Säulen waren nach ihrer Ankunft in Paris sofort poliert worden, wodurch sie viel von ihrem schönen, alten Charakter einbüßten. Acht von den 22 antiken Säulen wurden in der Antikengalerie im Saal der Statuen berühmter Männer aufgestellt, zwei besonders wertvolle Säulen aus rotem Granit fanden zu beiden Seiten des Throns von Venedig ihren Platz. Nach der Schlacht von Belle Alliance forderten die Preußen ihr geraubtes Eigentum zurück. Während aber der Transport der Statuen und Gemälde aus dem Louvre trotz aller französischen Weigerungen vor sich ging, setzte der Schöpfer und Leiter des Musée Napoleon alles daran, die Säulen zurückzubehalten. So kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen dem Museumsleiter Vicomte Denon und dem deutschen Unterhändler, einem jungen Kölner Offizier, Eberhard von Croote. Schließlich wandte sich Denon in einem Schreiben an Friedrich Wilhelm III. von Preußen in dem er die Äußerung beibrachte, zu betonen, daß die Säulen, welche die Apollongalerie stützen, nicht ohne Gefährdung des ganzen Gebäudes weggenommen werden könnten. „Eine solche Unternehmung“, schrieb Denon an den König, „würde das Gebäude gefährden, das auf den Säulen ruht und mich veranlassen, das Museum für die Fremden zu schließen.“ Darum

batte er den König, sich mit der Rückgabe von 10 wohl erhaltenen Säulen zu begnügen. Tatsächlich ging der König in seiner Rücksicht so weit, diesen nicht gerade bescheidenen Wunsch zu erfüllen. „Ich habe Ihre Reklamation erhalten“, schrieb der König. „Wenn die nationale Ehre und das Interesse, das ich am Aufblühen der Künste in meinen Staaten nehme, mich veranlassen, alles zurückzunehmen, was mir mit Waffengewalt entzissen war, so entspricht es doch vollkommen meinen Wünschen, alles zu vermeiden, was einem Bekannte Schaden könnte, das die köstlichsten Schätze des Altertums in seinen Mauern birgt. Ich werde daher anerkennen, daß keine der Säulen reklamiert wird, die das Gebäude stützen.“ Wie verschieden das deutsche und das französische Verhalten war, geht daraus hervor, daß das Gebäude im Louvre durchaus nicht so bedroht war, wie einst das Gebäude im Aachener Münster bei der Wegnahme der Säulen. 16 Säulenschäfte blieben in Paris, sie trugen heute die Arkaden in der ehemaligen „Salle des Empereurs“, 8 andere Säulen befinden sich in der „Salle de la paix“, 30 Säulen kehrten nach Aachen zurück, ihre Wiederaufrichtung kostete sieben Jahre — sie wurde 1847 auf Befehl Friedrich Wilhelms IV. beendet und kostete 60 000 R. Wenn man bei dieser Geschichte der Aachener Säulen den rücksichtslos vorgenommenen französischen Raub und die aus fast übertriebener Rücksicht befolgte Überlassung einer Anzahl der Säulen an Paris beachtet, wird man finden, daß sich hierin kein geringer Teil des Unterschieds zwischen dem wahren Franzosentum und dem deutschen Michel widerspiegelt. Der Raub der Franzosen wurde durch fast grenzenloses Entgegenkommen erwidert.

Ein Soldatenheim im Walblager. Es liegt in der Natur des Stellungskrieges, daß in ausgedehnterem Maße für das körperliche und geistige Wohlbefinden der Mannschaften Sorge getragen werden muß. Das geschieht auf mancherlei Weise; am wohlthuendsten kommt diese Fürsorge aber immer durch die Errichtung eines Front-Soldatenheims zum Ausdruck, dessen Segen natürlich um so wärmer empfunden wird, je weiter man den Wohltaten etwaiger Übergebliebenen oder neu erstandener Kultur entfernt ist, oder je dichter man vor dem Feinde liegt. Aus diesem Grunde herrscht auch neuerdings das Bestreben vor, die Soldatenheime in leicht zu errichtenden Baracken möglichst nach vorn zu schaffen und sie dort, so weit es die Verhältnisse erlauben, recht heimisch zu gestalten. In wie ausgedehntem Maße diese Absicht meistens gelingt, davon macht sich der Fernstehende nur selten eine zutreffende Vorstellung. Allerdings ist die Arbeit ganz anders geartet wie die Schaffung eines Soldatenheims in der Stappe, und ebenso läuft auch der Betrieb in etwas anderen Rinnen. Es sei hier ein kurzes Programm angeführt, wonach sich in letzter Zeit die Aufgaben eines östlichen Front-Soldatenheims, kaum 5 Kilometer von der russischen Linie entfernt, regeln: Samstag, abends von 7 bis 10 Uhr: Beichte der katholischen Mannschaften. Sonntag, nachmittags von 3 bis 6 Uhr: Gesangliche Unterhaltung bei Pudding, Kaffee, Reis und Butterbrot. Montag und Dienstag: Bäume gefällt, Gestrüpp und Reisig getragen, um ein Geflecht rings um die Baracken herzustellen. Mittwoch: 20 Wagen Sand gefahren und Erdearbeiten ausgeführt. Donnerstag: Fliegervortrag im Refektorium, an dem außer zahlreichen Mannschaften 75 Offiziere, darunter 3 Generale, teilnahmen. Freitag: Anfangsarbeiten für die elektrischen Lichtanlagen. Samstag: Aufstellung von Öfen in der Marktenberei und einem der Zimmer. Sonntag: Großer Betrieb infolge Patrouillenwechsels im Lager. Die nächsten Tage füllten Arbeiten aus, die die Errichtung eines Schutzwalles rings um das Haus zum Gegenstand hatten. Dazwischen hielt ein aus Deutschland kommender Professor einen Vortrag: „Das deutsche Heim.“ Beide Säle waren gesteckt voll Zuhörer. Sodann fand die Eröffnung der Bibliothek statt. Das Lager machte sofort reichen Gebrauch von dieser Einrichtung. Zur unentgeltlichen Mitnahme wurden Schriften, Testamente, katholische und evangelische Gesangbücher ausgesetzt. Das Heim erfreut sich ständig einer Besucherzahl, die alle Räume ausfüllt, von geradezu unvorstellbarem Segen wird es erst im Winter sein, wenn das unwirtliche Wetter die Stellungen unserer Braven, wie so häufig, in Morast zu ersticken droht. Das 10. Landwehr-Infanterie-Regiment, in dessen Bereich jenes Heim errichtet ist, schätzte sich glücklich über diese Gabe. Möchte in der Heimat dafür gesorgt werden, daß noch viele andere Regimenter sich eines solchen Stätte erfreuen dürfen. Diesem Wunsche zur Erfüllung zu verhelfen, werden in dieser Zeit besondere An-

Strengungen unternommen, die von dem Ausschuss zur Errichtung von Soldaten-, Eisenbahner und Marineheimen an der Front in Berlin gefördert werden. Liebesgaben können jetzt nicht mehr in der früher ausgiebigen Weise ins Feld gesandt werden; dagegen kann sich jedes mitfühlende Herz an der Schaffung von Soldatenheimen an der Front mit besten Kräften betätigen. Der Segen eines solchen Liebesrats fällt auf jeden einzelnen und seine Angehörigen im Feld zurück. Gaben werden erbeten an die Deutsche Bank, Depostenkasse A. Berlin W. 8, Konto „Spende für deutsche Soldatenheime“.

Was die Engländer im Kriege entbehren müssen. Wenn auch heute noch kein abschließender Überblick über die nicht militärischen Begleitererscheinungen des Krieges möglich ist, so kann doch das eine festgestellt werden: daß der stolze und so oft laut verkündete Glaube der Engländer, das Leben im britischen Inselreich könne durch keinen Krieg berührt oder verändert werden, sich als vollkommen falsch erwies. Auch in Großbritannien folgte notgedrungen ein Verzicht dem anderen, so daß die „Daily Mail“ heute bereits in der Lage ist, eine lange Liste des Luxus, der Annehmlichkeiten, der Einrichtungen des praktischen Lebens und der Vergnügungen aufzustellen, die aus der Öffentlichkeit in Großbritannien gestrichen werden mußten: „Kein Mensch hätte gedacht, daß auch wir uns in solchem Maße in unseren so fest eingewurzelten Sitten der Kriegszeit beugen mußten. Auch wir gehen heute eine Stunde früher zu Bett und stehen eine Stunde früher auf. Ich spreche im Namen vieler Tausender englischer Männer und Frauen, wenn ich erkläre, daß vor zwei Jahren keine Macht der Welt mich zu einem solchen Verhalten hätte bewegen können. Aber wir sind alle zahm geworden und beugen uns vor der Notwendigkeit. Vor zwei Jahren hatten die Engländer noch den Ruhm, die eifrigsten Reisenden der Welt zu sein. Alle Erdteile waren mit englischen Reisegesellschaften überschwemmt, die Winterkurorte auf dem Kontinent lebten zum größten Teil von englischen Gästen, und eine Fahrt von London nach Paris war nicht mehr als ein alltäglicher Ausflug. Heute sind Reisen von England nach dem Kontinent fast noch seltener, als sie es in dem dunklen Zeitalter vor den Kreuzzügen waren. Wir alle sind ohne Unterschied an den begrenzten Boden unserer Inseln gefesselt. Aber auch bei uns selbst ist das Reiseleben mehr als eingeschränkt. Siebzehn Bahnlinien quer durch England haben bereits den Dienst durchlaufender Expresszüge eingestellt. Auch die Zahl der Luxus- und Speisewagen ist bereits auf ein Minimum beschränkt. Ja selbst wenn der Postbote kommt, werden wir an die Kriegszeit gemahnt. Vor zwei Jahren lieferte er mindestens dreimal am Tage die Briefe ab, heute kommt er nur noch zweimal, in kleinen Orten sogar nur einmal während 24 Stunden. Die Londoner, die früher daran gewöhnt waren, sich nur in Autodroschken zu ihren Geschäften zu begeben, mußten einsehen, daß man die Geschäftsgänge auch zu Fuß besorgen kann. Die Leute, die den Samstag und Sonntag mit Autoausflügen verbrachten, müssen sich darein finden, ihre freie Zeit auch ohne dieses Vergnügen totzuschlagen. Wir dürfen nicht mehr einem Freunde im Restaurant einen Whisky anbieten, wir haben keine geschulten Diener mehr in den Klubs und müssen selbst daheim immer mehr auf Köchinnen und Stubenmädchen Verzicht leisten. Sogar des Nachts können wir nicht vergessen, daß wir im Kriege leben; ein Blick auf die dunkle Straße mit ihren sorgsam verhöllten, nur spärlich angezündeten Lichtern erinnert uns daran, daß auch das britische Inselreich im Weltkriege keine Sonderstellung einzunehmen vermag.“

Patrouillenvorstoß der Russen. 12 Uhr nachts! Der dritte Posten zieht auf und sieht nun mit noch einem Kameraden im Horchpostenloch. Die Gewehr schußbereit vor sich aufgelegt der eine, die Leuchtpistole in der Rechten, eine Handgranate in der Linken der andere, so starren sie beide in die Dunkel. „Du, hörst du nichts, es ist mir, als ob ich was kriechen höre?“ „Ja, jetzt höre ich auch was“, erwidert der zweite. „Schieße mal eine Leuchtkugel hoch, aber nicht zu weit nach vorne.“ Es geschieht, und beide fassen zugleich nach einer Handgranate und werfen sie nicht zu weit nach vorne, denn, was sie gesehen, waren fünf bis sechs Russen welche gerade auf sie zukamen. Schnell eine Leuchtkugel hoch und dann ziehen sich die beiden langsam nach dem Graben zurück. Dort

sind sie durch die Handgranate schon alarmiert worden und die Leuchtkugel gibt ihnen die Sicherheit, daß die Luft nicht rein ist. Na, da kommen ja die beiden Posten, die müssen's doch wissen, heißt es von allen Seiten. Die beiden kommen und machen Meldung und nun geht vom linken Flügel aus das Kommando: „Feuern!“ durch. Die Artillerie wird verständigt und in kurzer Zeit steht auch dort alles an den Geschützen und horcht auf das immer stärker werdende Infanterief Feuer. Vorne hat man jetzt schon, da der Nebel sich gehoben hat, Gestalten erkannt und jeder Mann schießt nun, was raus geht, direkt in den Drahtverhau rein, daß die Funken sprühen. Das Maschinengewehr mit seinem einformigen tadt, tadt, tadt, tadt, arbeitet tadellos, ebenso die Artillerie funkt jetzt direkt davor und schneidet so den sich schon am Verhau befindlichen Russen den Weg nach rückwärts ab. Als der junge Tag heraufkam über die bewaldeten Höhen, konnte man durch das hohe Gras die Fußspuren der Russen noch genau sehen und gleichfalls die zahlreichen Toten und Verwundeten mit ihrem mitleidsschreienden Aufen: „Panje, Panje, Water, Water.“ Um 5 Uhr endlich bekamen die Mannschaften die Erlaubnis, sich hinlegen zu dürfen, und nach kurzer Zeit konnte man schon von weitem das Schnarchen der müden Maskettiere hören. Nur der Artillerie-Telephonist saß noch auf seinem Tornister und man konnte es ihm ansehen, wie gern auch er mitgesägt hätte. Kriegsfreiwilliger Gefreiter R. O. (zm.)

Tugendpreis und Volksvermehrung in Frankreich. Die in einen verwickelten Meinungsstreit ausgearteten Äußerungen der französischen Öffentlichkeit über die immer geheimerer erscheinende Frage der Volksvermehrung sind bereits so bekannt geworden, daß es sich erübrigen würde, darauf zurückzukommen, wenn nicht das Pariser „L'Oeuvre“ die ganze Angelegenheit nunmehr von einem neuen und uns unterhaltender amüsanten originellen Standpunkte betrachtete. Indem das Blatt die Methode der Preisverteilung an die mit Kindern gesegneten Familien aufgreift, schlägt es nämlich vor, hierzu die vielen Preise zu verwenden, die bisher von der Pariser Akademie und anderen Instituten sowie aus Privat Spenden für Leistungen ausgezahlt wurden, die in Hinblick auf den Krieg und seine unvermeidlichen Folgen heute geradezu als lächerlich erschienen. Es sei schon im Frieden sinnlos gewesen, für eine Arbeit über das Leben einer bestimmten Ameisenrasse oder ähnliche welterschütternde Angelegenheiten ansehnliche Summen auszugeben, unter den veränderten Verhältnissen aber sei es geradezu eine dringliche Notwendigkeit, hiermit endgültig aufzuräumen. Dabei hat „L'Oeuvre“ es besonders auf den „Tugendpreis“ abgesehen, der bekanntlich alljährlich von der Pariser Akademie derjenigen Persönlichkeit verliehen wird, die dem gestrengen Kreisrichterkollegium als die tugendhafteste erscheint: „Es ist höchst lächerlich“, schreibt das Blatt, „selbst für einen Akademiker die Tugend zu entdecken, um sie in aller Öffentlichkeit mit Geld zu belohnen. Es ist nur jene Tugend, die sich verbirgt und im verborgenen obliegt. Die Kinder aber, Frankreichs Zukunft, sind sichtbar und sollen sichtbar sein. Gebt daher diesen Preis nicht jenen, die sich rühmen, die größte Tugend zu besitzen, sondern jenen, die möglichst viel Kinder auf die Welt gebracht haben. Desgleichen sollten auch die vielen Tausendfrankenscheine, mit denen man bisher die Verfasser unleserlicher oder zumindest höchst langweiliger Abhandlungen über die Gewohnheiten eines altägyptischen Königs oder über die chinesische Moral vor Gott weiß wie viel Jahrtausenden beglückte, in Zukunft denjenigen zugute kommen, die etwas viel Wichtigeres taten, indem sie eine zahlreiche Familie begründeten. Aber auch hier eröffnet sich ein neuer Standpunkt, der ganz besonders beachtet und betont werden mußte. Viele Ehepaare nützen dem Staat durch zwei oder drei Kinder mehr, als andere durch sechs oder sieben, falls die letzteren, wie dies so häufig der Fall ist, krank oder gebrechlich sind. Auch auf den Viehwettbewerben wird nicht die Quantität, sondern die Qualität ausgezeichnet. Unter den Züchtern von Rennpferden belobt man nicht diejenigen, die die meisten Füllen vorführen, sondern diejenigen, deren Füllen am schönsten und kräftigsten sind.“ Also Kampf gegen den Tugendpreis und Heranziehung des Systems der Viehwettbewerbe — die französischen Volksvermehrungsprediger wandeln wahrhaftig auf merkwürdigen Bahnen!